

GOETHE-MEDAILLE 2026

DANKESREDE PRODROMOS TSINIKORIS

WEIMAR, 28. AUGUST 2026

– Es gilt das gesprochene Wort –

Sehr geehrte Frau Joost, liebe Anita Raja, lieber Michael Pärt,

meine Damen und Herren,

liebe Gäste!

Als ich die Nachricht bekam, dass ich die Goethe-Medaille erhalten würde, war gerade Pause in der Regieschule des griechischen Nationaltheaters. Zwei meiner Studierenden waren bei mir. Ich las die E-Mail und sagte zunächst nichts. Einer von ihnen fragte mich: „Und? Freust du dich nicht?“

Doch. Natürlich hatte ich mich gefreut. Aber im selben Moment machte ich mir Sorgen: „Ich muss eine Rede halten. Ich muss mir einen Anzug kaufen. Ich muss mich vorbereiten.“ Im Nachhinein fand ich diese Reaktion ziemlich aufschlussreich. Meine Therapeutin sagte mir später: „Unterschätzen Sie die Bedeutung einer Auszeichnung nicht aus einer falsch verstandenen Bescheidenheit.“

Der Satz hat mich getroffen. Diese Art von Bescheidenheit kenne ich ziemlich gut, weil ich mit der Regel aufgewachsen bin: Mach dich nicht bemerkbar. Weder negativ noch positiv. Versuche nicht aufzufallen. „Als Gast muss man sich benehmen.“

Ich bin 1981 in Wuppertal geboren, als Kind griechischer Gastarbeiter*innen. Das Wort habe ich nie hinterfragt. Heute wird es in Deutschland oft vermieden, weil die Gäste geblieben sind. Man sagt Arbeitsmigrant*innen, Menschen mit Migrationsgeschichte. Ich verstehe, warum sich die Sprache verändert, aber manchmal frage ich mich, ob wir mit neuen Begriffen nicht auch die Erfahrung verändern, die in diesem alten Wort steckt.

„Als Gast muss man sich benehmen“, bedeutete für mich: keine Umstände machen, nicht zu viel verlangen, nicht zu laut sein. Von dieser Regel ist mehr in mir geblieben, als ich damals wissen konnte.

In Wuppertal ging ich zusammen mit meiner Zwillingsschwester auf eine griechische Schule. Die griechischen Schulen in Deutschland waren Teil eines besonderen Projekts: Die Kinder sollten eines Tages nach Griechenland zurückkehren können, mit der griechischen Sprache und dem griechischen

Lehrplan im Gepäck. Wir waren kleine Odysseusse, vorbereitet auf eine Rückkehr, die unseren Eltern selbstverständlich schien.

Mit 18 ging ich nach Griechenland und wurde oft gefragt: „Warum bist du hierhergekommen?“ Für mich war die Frage immer etwas verwirrend: Ich hatte nie das Gefühl, Deutschland verlassen zu haben. Ich war einfach dort angekommen, wo meine Ausbildung und mein Leben mich hinführten. Und dort kam das Theater.

Ich musste erst nach Griechenland gehen, um etwas über die Stadt zu erfahren, in der ich aufgewachsen war. Ich wusste lange nicht, wer Pina Bausch war. Erst als ich in Thessaloniki Theater studierte, entdeckte ich, dass sie ausgerechnet aus Wuppertal kam und dort Theatergeschichte geschrieben hatte. Das ist eine ziemlich gute Geschichte darüber, was Migration bedeuten kann. In Thessaloniki änderte sich vieles. Peter Panes vom Goethe-Institut nahm sich 2007 Zeit für mich, einen jungen, damals ziemlich unbekannten Schauspieler, der ihn um Hilfe bat, um zum Internationalen Forum des Theatertreffens nach Berlin eingeladen zu werden. Dort begegnete ich Dimiter Gotscheff, Daniel Wetzl und später Helgard Haug von Rimini Protokoll. Menschen, bei denen ich um Arbeit bat. Alle sagten ja. Ein Mitarbeiter des Goethe-Instituts gab mir eine Chance. Andere Menschen gaben mir später Chancen. Aus diesen Chancen wurden Begegnungen, aus Begegnungen Freundschaften, aus Freundschaften Zusammenarbeit.

Im Ballhaus Naunynstraße in Berlin, Anestis Azas und ich Jahre später Telemachos – Should I stay or should I go? inszenierten, ein Treffen von zwei Generationen von griechischen Migrant*innen in Deutschland, habe ich zum ersten Mal eine Form von Familie zwischen Fremden erlebt. Menschen mit vielen verschiedenen Herkunftsgeschichten standen auf, hinter und vor der Bühne. Das Theater hatte etwas Umarmendes. Es war besonders schön, in dieser Zeit dort anzukommen – inmitten einer Wirtschaftskrise, in der Griechenland in Deutschland oft nur noch als Karikatur vorkam – und in einem Theater zu arbeiten, in dem Verschiedenheit nicht als Problem, sondern als Selbstverständlichkeit behandelt wurde. Später, an der Volksbühne, wollte ich eine Vorstellung von Gotscheff sehen und fragte an der Kasse nach einer Ermäßigung mit meinem griechischen Schauspielerausweis. Der Mitarbeiter sah mich an und sagte: „Du kommst umsonst rein. Wir haben euch genug gefickt.“ Das ist natürlich kein Goethe-Zitat. Es war vulgär und politisch völlig unkorrekt, aber gleichzeitig eine der herzlichsten Formen von Solidarität, die ich damals in Deutschland erlebt habe.

Viele Jahre später wurde mir klar, dass genau diese Erfahrungen mitbestimmt haben, welche Art von Theater ich machen möchte. Dokumentarisches Theater bedeutet für mich nicht, Menschen, die angeblich keine Stimme haben, eine Stimme zu geben. Die Stimmen sind längst da. Das wäre ein ziemlich bequemes Verständnis von Kunst: Einer spricht, der andere wird sichtbar gemacht. Mich interessiert

eher, wie ein künstlerischer Raum entstehen kann, in dem Menschen ihre eigenen Geschichten in die Öffentlichkeit bringen und mit anderen Geschichten in Beziehung setzen können.

Bei Prometheus in Athen von Rimini Protokoll habe ich sechs Monate lang hundert Athenerinnen und Athener gesucht, die statistisch die Stadt repräsentieren sollten. An einem Tag konnte ich eine alleinerziehende Mutter mit drei Kindern in Petroupoli besuchen, danach eine wohlhabende Familie in Nea Penteli und später die 92-jährige Stella, die am Fuß des Hymettos-Bergrückens mit einer selbst gebackenen Spanakopita auf mich wartete. Plötzlich war Athen keine Statistik mehr, sondern hundert einzelne Leben.

Bei Telemachos erzählte Sofia von der Erfahrung, während der Diktatur vor Gericht ihre linke politische Identität verleugnen zu müssen, um ihren studentischen Status nicht zu verlieren. Sie wusste lange nicht, ob sie diese Geschichte auf der Bühne erzählen wollte. Aber nach einigen Vorstellungen sagte sie zu uns: „Mir ist eine Last genommen worden, die ich jahrzehntelang getragen habe.“

Bei Clean City erlebten wir etwas Ähnliches auf andere Weise. Fünf migrantische Reinigungskräfte aus verschiedenen Ländern standen auf der Bühne. Sie waren zunächst Fremde füreinander und wurden während der Proben Freundinnen. Eine von ihnen, Freda, sagte am Ende: „Ich verstehe, dass ich hier nicht nur über mich selbst spreche. Ich vertrete alle Frauen, die als Reinigungskräfte arbeiten, alle Migrantinnen von den Philippinen, alle Mütter, die ihre Kinder allein großziehen.“ Sie hatte selbst entschieden, was ihre Anwesenheit auf dieser Bühne bedeuten sollte.

In diesen Momenten wurde mir immer wieder klar, dass dokumentarisches Theater einen Raum schaffen kann, in dem eine persönliche Erfahrung plötzlich Teil einer größeren gesellschaftlichen Geschichte wird. Denn viele dieser Geschichten existieren zwar, aber sie existieren nicht in der Öffentlichkeit. Sie tauchen nicht in den großen Erzählungen auf, nicht in der Popkultur, den Nachrichten oder den politischen Reden. In schwierigen politischen Zeiten entscheidet sich auch daran, wen wir als Menschen sehen und wen wir nur noch als Kategorie betrachten. Geflüchtete, Migrant*innen, Arme, Obdachlose, Roma, Menschen, die Gewalt, Krieg, Vertreibung oder Besatzung erfahren haben, dürfen nicht zu Zahlen in politischen Debatten werden. Es braucht Orte der Begegnung, der Solidarität und der Bereitschaft, die Geschichten der anderen ernst zu nehmen. Kunst kann ein solcher Ort sein, an dem jemand für einen Moment die Welt aus einer anderen Perspektive betrachtet. Aus dieser kleinen Verschiebung kann eine Beziehung entstehen. Der griechische Schriftsteller Giorgos Cheimonas schrieb einmal: „Kunst ist weder für die Vielen noch für die Wenigen. Sie ist für jeden Einzelnen – ganz für sich.“

Im vergangenen Juni war ich wieder in Wuppertal bei meinen Eltern und besuchte ein Fest der Pontosgriechen in der griechischen Nachbarschaft. Ich wartete dort auf meinen Vater, der noch in unserem Restaurant Platon arbeitete, und saß fast zwei Stunden einfach da und beobachtete die Menschen: die

zweite, dritte, vierte Generation der griechischen Migration. Sie tanzten, aßen, tranken, feierten und ich saß daneben. Und plötzlich dachte ich: Eigentlich hätte ich auch einer von ihnen sein können, wenn ich geblieben wäre. Nicht besser, nicht schlechter. Einfach einer von ihnen. Ich musste an Udo Jürgens denken. Und an Griechischer Wein. Die merkwürdige Bewegung meines Lebens ist vielleicht diese: Ich bin gegangen, um immer wieder zurückzukehren. Und schließlich wurde aus dieser Bewegung kein Entweder-oder, sondern ein Dazwischen. Heute leben meine Eltern in Wuppertal, meine Zwillingsschwester in Thessaloniki, meine Tochter mit ihrer Mutter in Brüssel und ich in Athen. Vier Orte, verschiedene Leben, eine Familie. Vielleicht ist das inzwischen eine ziemlich europäische Form von Familie.

Und vielleicht liegt darin auch etwas von der Bedeutung dieser Medaille für mich.

Denn sie kommt aus dem Land, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, in dem ich als Kind gelernt habe, nicht aufzufallen. Und sie kommt heute zu einem Menschen, der gerade durch die Kunst gelernt hat, dass Zugehörigkeit nicht unbedingt bedeutet, dieselbe Herkunft zu haben.

Meine Großmutter Athena sagte immer zu mir: „Sei niemals undankbar.“

Ich möchte diesen Satz heute nicht als Aufforderung zur Bescheidenheit verstehen. Im Gegenteil. Dankbarkeit bedeutet für mich, die Menschen und Möglichkeiten nicht zu vergessen, die einen Weg überhaupt erst möglich gemacht haben.

Peter, Mitko, Daniel und Helgard. Die Menschen im Ballhaus Naunynstraße, im Onassis Cultural Center, Yorgos Loukos vom Athens Epidaurus Festival. Meine Kolleginnen und Kollegen, vor allem Anestis, zusammen gehen wir immer noch durch dick und dünn. Die vielen Menschen, die ihre Geschichten mit uns geteilt haben. Und all jene, die Räume geöffnet haben, obwohl sie selbst nicht wussten, was daraus entstehen würde. Wenn diese Medaille also etwas mit meinem Theater zu tun hat, dann nicht, weil es besonders gut darin wäre, für andere zu sprechen, sondern weil es immer wieder versucht, Räume zu schaffen, in denen kleine Familien entstehen können, wo vorher keine waren. Nicht Familien aufgrund gleicher Herkunft, sondern aus Aufmerksamkeit, Neugier und gemeinsamer Arbeit. Und diese Familien sind nicht als Rückzug, sondern als Ausgangspunkt für etwas Gemeinsames zu verstehen. Umstände zu machen. Mehr zu verlangen. Lauter zu sein.

Dass diese Medaille heute an mich geht, verstehe ich deshalb nicht als Abschluss, sondern als Ermutigung weiterzumachen. Und heute darf ich es, entgegen all dem, was ich als Kind gelernt habe, einfach sagen: Ich freue mich darüber. Wirklich. Ich freue mich sehr.

